



Wir grüßen den Frühling!

Von Otakar Březina.

Wir grüßen den Frühling! Wenn er im Jubel der Wildbäche,
in der mütterlichen Regung der Erde, im beschleunigten Laufe der
Zeit und des Blutes daherkommt!

Winde haben uns in einen Traum des Ruhmes eingewiegt.
Sonne und Rosen erzittern, zu beläubendem Odem vertwoben,
Rhythmen in Brust und in Liedern!

Wir grüßen den Frühling deines Werkes! Hundert unsichtbare Hände
wirken mit uns. Schatten für ihre Bewegung ist das Funkeln
des Lichtes

Vom Aalefeld her erkönen die Stimmen der Insekten gleich dem
geheimnisvollen Ticken einer Uhr,
Aus den dusterfüllten Kammern der Kastaniend Blüten gleich dem
Aueinanderstoßen von Vokalen.

Wir grüßen den Frühling, der die Gewitter bringt! Und im
Strahl ihrer Blitze
Kämpfe der Liebe, verleihend schönwoigen Glanz unterem Lächeln,
und im Wade kristallinen Tones
auch die Kraft, den Schmerz zu ertragen. Der Anblick der Schön-
heit aber macht die Hand des Selbstmörders zaudern,
durch die Seele ziehen Träume erhabenen Wahnsinns von
heroischen Taten.

Wir grüßen den Frühling, den Voten Tausender Frühlinge! Hört
ihr sie Antwort geben,
wie aus allen Welten donnert, wie das Unverzimm von seinen
Hoffnungen singt?
Goldene Himmelschlüssel funkeln auf azurernen Auen, Sterne
öffnen sich wie Augen,
Erstgen der Liebe quellen aus ihnen als Tränen des Lichtes!

Wir grüßen den Frühling, feurige Ansoipen voll Duftes im
Denken der Brüder!
Vogellieder aus allen Gärten dringen auch in den untrigen.
Unsere Worte
fallen mit dem Schnee blühender Kirichen zur Erde,
steigen empor wie Vientöniginnen im hochzeitlichen Tanze, und
lehren zurück, lebenerneuernd.

Wir grüßen den Frühling, den Wasserfall des mythischen
Flusses,
der von den Gletschern herabstürzt, Millionen von Funken,
Regenbogen durch deine Sonne,
und im Jasmin wirbelnden Schaumes verschmelzend, durch das
Schweigen der Jahrhunderte,
sich zwischen Felsen zum lichtüberglänzten Maare dahinwölzt.

Wir grüßen den Frühling! Siehe, Tage wechseln mit Nächten,
wie Fenster, von Engeln mit symbolischen Zeichnungen
bemalt,
im Unendlichen an die ätherischen Wollen deines Domes ge-
heftet sind,
wo alle Flammen deiner Luster du am Tage der Auferstehung
entzündest!

Wir grüßen den Frühling! Wir grüßen die Ungebild in den
Seelen!
Das Beben in den gekrümmten Schwingen! Den Mut im gelich-
teten Bilde!
Unendlichkeiten harren unserer, andere freundige Lenze,
durch die Ewigkeit tönende Lieder — unsere Erlösung!

Uebersetzt von J. Neumann, Prag.

Ein Břzfover „schwerer Zunge“.

Von Dr. Fr. Kočí.

Der tschechische Oberstaatsanwalt
und frühere Direktor der größten
Strafanstalt in der Tschechoslowakei,
Dr. Kočí, ließ soeben einen Band
Erwägungen und Erfahrungen eines
Strafhausdirektors unter dem Titel
„Auf den Spuren der Gerechtigkeit“ er-
scheinen. Die deutsche Uebersetzung be-
sorgte J. Neumann.

Johanna Stančovičová war ein zartes
Geschöpf, das freundlich in die Welt schaute.
Ebenso einfach und armelig wie ihr kleines
Stübchen in einer entlegenen Gasse des Pra-
ger Arbeiterviertels Žižkov, genau so einfach
und armelig war auch ihr Leben. Vom frü-
hen Morgen bis spät in die Nacht hinein,
mit einer kleinen Unterbrechung zur Mit-
tagszeit, erfüllte das Rattern ihrer Näh-

maschine ihr einfenstresiges Zimmer, das auf
die Pavlatische herausging, von welcher aus
svärlisches Licht durch dieses Fenster ins Zim-
mer drang. Diese bescheidene Einnahmsquelle
und ein paar Stücke einfacher Möbel, das
war alles, was sie besaß. Doch Johanna lebte
in der Vorstellung, daß der Märchenprinz
erscheinen werde, der sie wie eine Prinzessin
aus der Verzaukerung befreien und in seinen
Kristallpalast heimführen würde. Johannas
Wünsche waren aber keine allzu hohen. Ihr
hätte eine bescheidene bürgerliche Wohnung
mit einem Fenster auf die Gasse hinaus und
Möbelfrieden genügt, die zwar einfach sein
konnten, aber nicht in Raten bezahlt werden
mußten, die sie sich allmonatlich vom Munde
abgespart hätte. Diese Wohnung hätte sie
mit rührender Sorgfalt reingehalten, nicht
ein Kuffelchen hätte auf den Fenstern sein dür-

fen, nicht ein Stäubchen auf den Schränken.
Und hier hätte sie alltäglich ihren Prinzen
oder Ritter mit Liebe und Dankbarkeit emp-
fangen wollen!

Eines Tages erschien es Johanna, als
ob sich ihr Traum erfüllen soll'e. Sie kehrte
eine Arbeit ab und eilte dann wie gewöhnlich
mit ihrem schönen Särlche über den Gehsteig
heim. Da hörte sie, wie jemand hinter ihr
den Schritt beschleunigte. Das Herz begann
ihr mächtig zu hämmern. Sie wagte es nicht,
sich umzudrehen. Sie ahnte, daß ihr Ritter
hinter ihr her war, und sie langte davor,
ihre innere Aufregung durch nichts merken
zu lassen.

Der Unbekannte beschleunigte seine
Schritte und in wenigen Minuten stand er
neben Johanna. Es war tatsächlich er, ihr
Ritter, wie sie sich ihn vorgestellt hatte. Ein

ausstrahlendes Gesicht, in einem Anzug nach neuestem Schnitt, mit einer Krawatte, die ihm honigförmig von den Lippen kam. Er verneigte sich höflich, erkundigte sich, wohin denn das Fräulein eile, und trug sich dann zur Begleitung an.

Johanna lebte durch dieses Ereignis förmlich auf. Mit tausendfach größerer Lust sah sie jetzt bei ihrer Maschine, zu deren Rasseln Melodien aus ihrem Munde ertönten. Die graue Farbe der Alltäglichkeit ihres Lebens bekam einen rosenroten Anhauch, alles um sie herum heiterte sich auf. Und das Graue ihrer Umgebung schwand dahin.

Mit ihrem Ritter kam Johanna dann noch einigemal auf der Gasse zusammen und dann begann er, sie in ihrer Wohnung zu besuchen. Es waren jetzt die schönsten Augenblicke ihres Lebens, die sie jetzt mit dem geliebten Manne verlebte, sich ihm aus wirklichem, aufrichtiger Liebe hingebend.

Doch Johannas Glück war nicht von langer Dauer. Die Besuche ihres Ritters begannen seltener zu werden. Solange es anging, suchte er seine Abkühlung durch verschiedene Artreden zu verschleiern. Eines Abends aber erwartete ihn Johanna bis spät in die Nacht hinein, bittere Tränen vergießend, bis ihre Augen vom Weinen gerötet waren. Von diesem Augenblick an gab sie alle Hoffnung auf. Sie fühlte, daß es vergeblich war.

Johanna hatte sich in der Ritterlichkeit ihres Geliebten getäuscht. Niemals hätte sie gedacht, daß sie der Mann in einem so schweren Augenblicke zu verlassen vermochte. Ihre Leichtgläubigkeit entsprach der Raubität ihres Charakters. Sie fühlte sich am Rande der Verzweiflung und wußte nicht, was sie mit ihrer Schande beginnen sollte. Dreimal unternahm sie Selbstmordversuche, doch sie brachte dazu nicht genügend Kraft und Mut auf.

Sie dachte überhaupt nicht daran, ihren Geliebten zur Verantwortung ziehen zu lassen. Was sie von ihm erwartete, hatte, das mußte auf dem natürlichen Wege der Liebe gewährt werden, keineswegs durch den Zwang der Gesehe. Johanna wünschte nichts anderes, als vergessen zu können.

Je lebhafter ihre Träume und je mächtiger ihr Sehnen war, desto schmerzlicher war ihre Enttäuschung. Als sie aus dem Gebärhause zurückkam, stillte sie ihr Kind mit dem Halse gegen die ganze Welt. Das war nicht das glückliche Gefühl einer Mutter, das ihrem Kinde aus freudiger Seele ein Stück ihres Selbst schenkt. Das Banphyrjunge jaugte ihr ihr Inneres bis auf den letzten Blutstropfen aus. In diesem Kinde lag für Johanna all der Schmerz und die Enttäuschung über ihr Schicksal verkörpert. Es dauerte lange, ehe dieser heftige Schmerz in eine stille Resignation überging.

Aber auch dann bekam Johann Stan- kowsky nicht viel von der mütterlichen Liebe zu spüren. Er war nicht das Kind ihrer Pflege und Erziehung, er gehörte ganz der Zirkober Straße. Noch halbflüchtig, froh er mit anderen Jungen in jeden Schlupfwinkel herein, kein Sitter war vor ihm sicher, das er nicht überkrochen hätte. Täglich rauchte er mit zwanzig Segnern. Tausendmal begab er sich in Lebensgefahr.

Als Johann zwanzig Jahre alt war, hatte er bereits zehn gerichtliche Strafen auf dem Kerkerhofe. Als man ihn mit 23 Jahren neuerlich ins Kriminale brachte, sprach er von einer Schießerei auf Polizisten, wie man von einer Kaninchenjagd zu sprechen pflegt. Aus Johann entwickelte sich ein wirklicher Ver-

brecher und es war schwer daran zu denken, ihn auf eine ordentliche Lebensbahn zurückzuführen. Sein Gemüt war derart verwildert, daß es eine Gefahr war, ihn aus den Kerkermauern zu entlassen. Doch laut Gesetz mußte er der Freiheit zurückgegeben werden, sobald er das Ausmaß seiner Strafe abgeessen hatte.

„Fühlen Sie nicht innerlich das Bedürfnis nach einer geregelten Beschäftigung?“, fragte ihn der Straßhausdirektor, als er Stan kowsky aus dem Kriminale entließ. „Einzig und allein zum Zirkus“, lautete die Antwort. „Ich kann auf den Händen über Stiegen herauf- und heruntergehen, wie andere Leute mit ihren Beinen“. Das war der

Erfolg seiner Schulung durch die Zirkober Gasse.

Johann Stan kowsky hörte natürlich nicht auf, durch seine Taten eine Gefahr für seine Umgebung zu bilden, er alarmierte die Polizei, die Gendarmerie und die Gerichte. Seine Persönlichkeit brachte die öffentlichen Sicherheitsorgane zur Ueberzeugung, daß im Gesetze eine Lücke sei, daß es notwendig wäre, einen Menschen, der ständig eine Gefahr für seine Umgebung bildet, aus der Gesellschaft zu entfernen.

Doch der Fall Johann Stan kowsky gibt auch genug Raum zur Erwägung, daß schwere Schuld auch aus menschlichem Unglück und Schmerz geboren wird.

Rosa Mayreder als Erweckerin.

Von Theresie Schleginger.

Vor einigen Tagen ist Rosa Mayreder, die Vorkämpferin der bürgerlichen Frauenbewegung in Oesterreich, 70 Jahre alt geworden. Der Verlag Eugen Diederichs in Jena hat unter dem Titel „Der Aufstieg der Frau“ aus diesem Anlasse ein Buch erscheinen lassen, das er ihr als Ehrengabe darbringt und das zahlreiche Beiträge und Würdigungen dieser Frau aus den Federn hervorragender Schriftsteller und Schriftstellerinnen, sowie anderer öffentlich wirkender Persönlichkeiten enthält. Unter anderem hat auch unsere Genossin Theresie Schleginger zu diesem Buche eine Widmung beigezeichnet, die wir nachstehend wiedergeben:

Es ist weit mehr als vierzig Jahre her, seit ich Rosa Mayreders Namen zuerst rühmend nennen hörte, und das geschah durch meinen längst verstorbenen Jugendfreund Julius Mayreder, den Bruder von Rosa Mayreders Gatten. Er bezeichnete seine junge Schwägerin als eine Gelehrte und tiefe Denkerin. Welchen Eindruck aber dieser Ruf, der Rosa Mayreder voranging, auf ein bescheidenes junges Mädchen am Beginn der achtziger Jahre machte, das kann sich die heutige Generation mit ihren weiblichen Aerzten, Advokaten, Professoren und Abgeordneten gewiß nicht vorstellen. Durch diesen Ruf einer anderen Frau fühlte ich mein ganzes Geschlecht und dadurch auch mich emporgehoben und ermutigt.

Um diese Zeit lernte ich den Gegenstand meiner Bewunderung auch persönlich kennen, war aber viel zu schüchtern, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Erst um zehn Jahre später wurden wir im Allgemeinen Oesterreichischen Frauenverein, den Rosa Mayreder gemeinsam mit Auguste Fiedert gegründet hatte, näher mit einander bekannt und bald auch befreundet, und nun bekam ich erst recht Gelegenheit, den Mut, die vornehme Gesinnung und Charakterstärke der Frau zu bewundern, von deren Geistesgaben man mir mit Recht einen so hohen Begriff gegeben hatte.

Wenn ich sage, daß sie der erste Mensch in Oesterreich war, der in der Oeffentlichkeit den Kampf gegen die Reglementierung der Prostitution aufnahm, so weiß ich wieder, daß die heutige Generation sich nicht im entferntesten vorstellen kann, was das vor fünfundsiebzig Jahren bedeutete und wie eine Frau, die in solcher Weise hervortrat, von der ganzen Welt schiel angesehen wurde. Was in Wahrheit tiefes

soziales Verantwortungsgefühl ist, wurde als Frivolität und Schamlosigkeit gebrandmarkt. Aber wie groß auch der erste Schreden über den Vorstoß der tapferen Frau war, schließlich konnte sich doch niemand für die Dauer dem Eindruck ihres reinen, durchgeistigten und tiefweiblichen Wesens entziehen, und so wenig Rosa Mayreder im Grunde eine Kämpferin ist, so sehr sie alle Waffen verschmäht, welche nicht zu denen sanfter Ueberredung gehören, die Festung bürgerlicher Vorurteile und gesellschaftlicher Heuchelei konnte sich vor ihrer Standhaftigkeit nicht lange behaupten. Sie hat nicht nur das Ziel erreicht, dem ihr Vorstoß unmittelbar galt, die Kasernierung der Wiener Prostituierten, welche die Wiener Polizei damals plante, unmöglich zu machen, sondern sie hat ein für alle Male in die Festung heuchlerischer Vorurteile eine Brezche geschlagen, in die sehr bald immer breitere Kampfesfronten nachrückten. Rosa Mayreder hat bewirkt, daß die sexuelle Notlage aller Bevölkerungsklassen, das furchtbare Elend der Kinderprostitution und die Gefahren durch die Geschlechtskrankheiten aufgehört, unberührbare Themen zu sein.

In den wenigen Jahren, in denen wir in der bürgerlichen Frauenbewegung Seite an Seite gearbeitet haben und in denen ich die wirksame Rednerin und streitbare Schriftstellerin auch als Dichterin und Malerin kennenlernte, wurde es mir auch klar, daß eine ihrer stärksten Kräftequellen in der verständnisvollen Liebe ihres Gatten zu suchen ist und daß die schrankenlose Bejahung ihres Tuns und Wesens durch den hochsinnigen Gefährten ihr über Schwierigkeiten und Enttäuschungen hinweghalfen, die sie ohne diese Stütze kaum hätte überwinden können.

Rosa Mayreder war nicht nur eine der ersten und erfolgreichsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung in Oesterreich, sondern sie war auch eine von den sehr wenigen Frauen des Bürgertums, welche die Frauenfrage über das Niveau fanatischer Kämpfe zwischen den rechtlosen Frauen und den auf ihre Privilegien verlassenen gelehrten Vorkämpfern männlicher Borniertheit in das Bereich sachlicher Studien und Erörterungen erhob.

Als die reifsten Früchte ihrer sozial-sexuellen und philosophisch-ästhetischen Studien sind ihre beiden Bücher „Zur Kritik der Weiblichkeit“ und „Geschlecht und Kultur“ zu betrachten.

Eine Fülle origineller Ideen, tiefer Erkenntnis und Voransicht in den Gang künftiger Entwicklung quillt aus diesen sprachlich ebenso schönen, als inhaltlich bedeutsamen Büchern, und es wäre innig zu wünschen, daß die Jugend ihren Durst nach Antwort auf die Fragen des Geschlechtslebens aus dieser reinen Quelle stillen möchte.

Hoffentlich wird uns Rosa Mayreder noch recht viele Früchte ihres Denkens und Forschens schenken!

Der Weilchenstrauß.

Novelle von F. Lange.

Sie beugte sich über einen Weilchenstrauß und sog den feuchten, kühlten Duft von Erde, Waldboden und Frühling in sich ein.

Eine Stunde später kam ihr Mann nach Hause, und nach dem programmäßig verlaufenen Mittagessen tranken sie den Kaffee im Wohnzimmer. Sie hielt ihre Tasse in der Hand, stumm, mit in die Ferne gerichteten Augen, während er in seiner Unschlbarkeit die Abendzeitung las.

Da er zu einem gewissen Zeitpunkt immer irgend eine kritischerende Bemerkung machen mußte, mitten in der Lektüre, senkte er auch an diesem Abend plötzlich die Zeitung und schnupperte mit seiner schmalen, etwas scharfen Nase ein wenig in der Luft herum.

„Mir scheint, es riecht nach Weilchen . . . ?“

Flüchtig und kühl streifte seine Augen das Gesicht seiner Frau, da diese aber scheinbar keine Miene dazu machte, ihm irgend eine Erklärung zu geben, senkte er die Zeitung noch tiefer und ließ seinen grauen, suchenden Blick langsam durchs Zimmer gleiten.

„Der Weilchenstrauß?“ sagte er mit leicht fragendem Tonfall. „Woher kommt der Weilchenstrauß?“

„Ich habe ihn erhalten!“ erwiderte Fanny etwas hastig und scharf.

„Von wem, wenn man fragen darf?“

„Von jemandem, den du nicht kennst!“

Diese Antwort entfuhr ihr, ohne ihren Willen. Sie erschrak selbst darüber. Nun war es, aber gesagt. Mit einer gewissen heimlichen Freude beobachtete sie die Wirkung ihrer Worte. Diese blieb auch nicht aus. Auf den Waden ihres Mannes erschienen plötzlich zwei kleine, rote Flecke und es juckte um seine Mundwinkel. Ein schwacher, flüchtiger, aber gefährlicher Funke glimmte in seinen Augen. Das war alles. Dann kam der Knall — ein kleines, scharfes Knistern mit der Zeitung, worauf neues Schweigen eintrat, etwas schwer, etwas drohend, wie nach einem kurzen, flüchtigen Gewitter an einem Sommerabend. Und — fast konnte man glauben, daß nichts — aber auch gar nichts geschehen sei.

Dieses scheinbare Nichts, war doch so klein und unwesentlich — es wuchs und wurde zu einer aufrührerischen Kraft, einer Revolution — zu einer neuen Epoche in Fannys Ehe.

Fannys Mann vernachlässigte seine Frau. Er war ein intensiv arbeitender Mann, der scheinbar seine Zeit gleichmäßig auf seine Arbeit und sein Heim verteilte, aber diese Verteilung konnte auch so formuliert werden, daß er seine Arbeit gleichmäßig auf sein Bureau und sein privates Arbeitszimmer verteilte, demzufolge er nach beendetem Mittagmahl, Kaffeetrinken und Zeitunglesen sich in sein Arbeitszimmer begab, das er erst verließ, nachdem seine Frau schon längst schlief.

Fanny hatte sich aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen lange Zeit in diese Ordnung der Dinge gefunden, ohne sich dagegen zu empören. Vielleicht war dies Verhalten ihrerseits nur in seelischer Trägheit begründet, vielleicht lag auch irgendeine Depression zugrunde. Fanny begriff, daß bei jenem kleinen Ausritt, zu dem der Strauß den Anlaß gegeben hatte, sie selbst halb bewußt, halb unbewußt, an irgend etwas ganz Feines und Bartes gerührt hatte. Sie stellte zum ersten Male während ihrer Ehe fest, daß ihr Mann für den mächtigen und äppig geblühenden Bazillus der Eifersucht nicht unempfindlich war. Jetzt hatte sie keinen größeren Wunsch; als ihm dieses starke und schnell wirkende Gift einzutimpfen. Ja — konnte ich ihn nur recht eifersüchtig machen, jubelte es in ihr

... das würde Befreiung aus dieser langsam tödenden Langeweile bedeuten. Ihre Ehe stand gerade auf der Reize in einem stumpfen, unfruchtbaren Sumpf zu versinken, aus dem man sie vielleicht nicht so leicht würde herausziehen können. Darum mußte gehandelt werden.

Eine Woche nach jener Episode kam ihr Mann eines Abends in ihr Schlafzimmer, während sie vor dem Spiegel saß.

„Willst du ausgehen?“

Sie nickte ihrem eigenen Gesicht im Spiegel zu.

„Wo kommt diese Nadel her?“

Fanny blickte einen Moment zur Seite und sah, daß er eine Brillannadel zwischen seinen Fingern hin- und herdrehte.

Fanny fühlte, wie sie erröte unter seinem starr auf sie gerichteten Blick.

Er blieb lange stehen. Ihr schien es eine Ewigkeit. Endlich warf er die Nadel auf den Toilettentisch und ging wortlos aus dem Zimmer.

Bald erschienen schöne rote Rosen auf Fannys Tisch, bald Bonbonnieren, zwischen den Zeitungen lagen Briefe mit stark maskuliner Handschrift auf dem Umschlag, Briefe stachen aus ihrer Tasche hervor, alles wie zufällig.

Fannys Haushaltsgeld langte kaum noch für all diese außergewöhnlichen Ausgaben, sie mußte Schulden und Rechnungen machen — und doch schien es ihr lange Zeit, als seien alle Mühen vergebens.

Ihr Mann schwieg hartnäckig. Daß er „sah“, darüber herrschte kein Zweifel. Schließlich trat doch eine Veränderung ein. Er heiratete nie mehr ihr Zimmer und kehrte auch oft nicht zum Essen heim.

Es war Abend, der dritte Tag, an dem Fanny ihren Mann nicht gesehen hatte. — Sie war zu Bett gegangen, müde von allen Anstrengungen, aller Spannung. Sie lag wach und lauschte auf jedes Geräusch. Plötzlich fuhr sie auf und presste die Hände gegen die Stirn. Hatte nicht jemand an ihre Türe geklopft? Oder hatte sie geträumt? Sie hielt den Atem an und lauschte. Ja — jetzt klopfte es wieder, fest, präzise Schläge gegen die Tür.

Ihr Blut jagte freudig durch ihre Adern, sie lächelte, jetzt war sie plötzlich mitten im letzten Akt ihrer großen Rolle, sie hing an zu flüstern, sich zu regen — und schon klopfte es wieder.

Fanny ließ sich Zeit. Die Tür war ja verschlossen, alle Vorbeile waren auf ihrer Seite. Aber plötzlich wurde irgendein Instrument zwischen den Rahmen und die Tür gehohrt. Die Tür gab nach, sprang auf und schlug hart gegen die Wand.

Ihr Mann stand im Türrahmen, mit einem Brecheisen in der Hand, ihr schien es eine Wordwaffe zu sein. Sein Blick flog durchs Zimmer. „Ist jemand hier?“ fragte er mit bebender Stimme.

Das gab Fanny Rückgrat. Sie maß ihn mit eisalter Verachtung.

„Was sagst du?“

„Ich frage, ob jemand hier im Zimmer ist?“

„Was meinst du eigentlich?“

„Das ist wohl nicht mißzuverstehen. Ich frage dich, ob der Urheber der Brillannadel, der Blumen, der Briefe und Bonbonnieren hier ist, da du nicht antwortest, als ich klopfte, mußte ich selbst öffnen. Antworte mir jetzt. Ist er hier?“

Fanny blickte etwas unsicher umher. Wi-

berstandslos entglitt das Spiel ihren Händen.

„Wer?“ flüsterte sie und merkte selbst, wie schlecht das klang.

Er trat einige Schritte näher.

„Hör jetzt mit dieser lächerlichen Komödie auf, Fanny. Ich gehe nicht, bevor ich die Wahrheit erfahren habe. Hast du mich verstanden?“

Fanny wußte nicht, was sie sagen sollte, wußte nicht, ob er ihrer Erklärung glauben würde. Gegen ihren Willen fing sie an zu weinen . . . „Soll ich deine Tränen als ein Geständnis ansehen?“

Da weinte sie heftig und nervös — und mitten unter Tränen und Schluchzen kam das wahre Bekenntnis . . .

Er hörte ihr zu, während er sie unverwandt anblickte. Er verstand und begriff, daß sie die Wahrheit sprach, aber es wurde doch schwer, ihr die Unruhe und die Qualen all dieser Tage zu verzeihen. Schließlich sagte er:

„Ich gebe zu, daß ich mich stark mit meiner Arbeit beschäftigt und mich nicht um dich kümmern habe — aber jetzt hast du mir ja eine teure Lektion gegeben — und dann ist da noch etwas — was du mir bis jetzt noch nicht erklärt hast, die Sache mit dem Weilchenstrauß, Fanny? Welche Erklärung hast du dafür? Der gehörte doch noch nicht zu deinem Arrangement?“

Da lächelte Fanny matt: „Den Weilchenstrauß — habe — ich — von dem Abteilungschef im Kaufhaus bekommen — ein edelhafter Kerl nebenbei — ich kann ihn nicht ausstehen“

Ostern und der Osterhase.

Der Frühling weckt in allem Lebenden neues Sehnen und Streben. Darin begegnet sich der Mensch mit dem Tiere, und so erklären sich auch die engen Beziehungen, die diese beiden Welten an unserem Auferstehungsfeite knüpfen. Wir freuen uns des Erwachens zum Lichte. Eine jede Freude aber befruchtet die Phantasie, und schon die vielen Frühlingslieder der Dichter zeigen uns, daß die Phantasie um diese Zeit besonders tätig ist. Gerade sie aber ist es, die sich schon seit frühester Zeit mit dem Tierreiche beschäftigte. Aus ihm entnahm sie das Symbol der Fruchtbarkeit, das Ei, und umwob es mit ihrem Wunderglauben. Die natürliche Herkunft des Eies genügte der Phantasie schließlich nicht mehr; seine Entstehung mußte einen märchenhaften Anstrich erhalten. Nicht der Vogel durfte es sein, der die Ostereier legte, sondern im Widerspruch zu den Naturgesetzen mußte es ein Säugetier sein: der Hase. Wohl seine außerordentliche Fruchtbarkeit, die ja schon den alten Germanen auffiel, gab Veranlassung, daß gerade die Wahl auf ihn fiel. In den ältesten mythologischen Vorstellungen unserer Vorfahren spielte der Hase bereits eine Rolle, die ihn mit den Frühlingsgöttern in nahe Verbindung brachte. Frau Bertha und Frau Holda ließen sich ihre Schleppen von Hasen halten, und wenn die hohen Frauen nachts segnet durch die Felder wandelten, mußten silbergraue Hasen ihnen brennende Fackeln voranstragen. Ostara, die Lenzgöttin, verwendete dagegen Meister Lampe als Boten, und wie er als ihr Herold die Wiedergeburt der Natur verkündete, so wurde er selbst zum Sinnbild der Geburt. Tatsächlich ist der Hase der Vorläufer des märchenhaften Storches. Aus dem Hasenteiche kamen nach dem Glauben der Harzbewohner die neugeborenen Kinder, und in Schwaben ließ man sie sogar aus dem Hasenteich holen. Schon hier also legte die phantasierende Volksseele dem Hasen gleich dem Vogel ein Nest zu, und von da bis zum Eierlegen war es nur noch ein kleiner Schritt. Merke! Aberglaube knüpfte sich an die Ostereier. Sie waren eben keine gewöhnlichen Eier, und besonders die am Gründonnerstag,

dem Beichttage, gelegten sogenannten Ablaf-eier, sollten allerlei Leibesjahren heilen und dem Besitzer Heil und Segen bringen. Wenn man diese Eier ausbrüten ließ, so erhielt man lauter Hähne oder Hühner, die alljährlich die Farbe wechselten. Warf man das in der Kirche geweihte Ei auf das Dach seines Hauses und grub es dort, wo es niederfiel ein, so blieb das Haus vor Blühschlag bewahrt, und die Hexen konnten ihm nichts anhaben. Im Hexenglauben kam das Ablafei überhaupt zu verhängnisvoller Bedeutung. Stellte man sich mit einem solchen Ei auf den Kreuzweg, oder hielt man es in der Kirche gegen das Licht, so sah man wie in einem Spiegel alle am Orte befindlichen Hexen darin.

Nach einem irrationellen Volksglauben war in der Osterzeit allen Tieren die Gabe der Sprache verliehen. So fand denn der Hase als bevorzugtes Ostertier noch eine ganze Reihe von Konfurrenten, so das Lamm, den Esel, den Hahn, die Henne, den Fuchs, den Storch, den Aukud und das Pferd. W. R. Weimar.

Bücher für Haus und Familie.

Hirts Deutsche Sammlung. Aus Anlaß des „Tages des Buches“ wurde vielfach die Frage erörtert, wie es anzustellen wäre, um der wertvolleren Buchliteratur Eingang in die weitesten Volkskreise zu schaffen und Mittel und Wege wurden erwogen, um kulturell bedeutungsvolle Bücher wieder erschwinglich zu machen. In Hirts „Deutscher Sammlung“ liegt ein solcher Versuch vor, der als gelungen bezeichnet werden kann. Die Hirtsche Deutsche Sammlung (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau) zerfällt in zwei Hauptabteilungen: 1. Die literarische Abteilung, 2. Die sachkundliche Abteilung, und sie ist wegen ihrer Wohlfeilheit als auch wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung geeignet, daß auch Winderbemittelte Bücher erwerben können. Die Preise der einzelnen Bändchen in der gehobenen Ausgabe mit steifen Buchdecken betragen für ein einfaches Bändchen M. — 35, für ein doppeltes Bändchen M. — 50, für ein dreifaches Bändchen M. — 65. In Ganzleinenausgabe M. — 70, — 85, 1.—. Bei Bezug von 50 Stück (auch gemischt) werden besondere Vorzugspreise berechnet. Die literarische Abteilung enthält vornehmlich Klassikerleser, doch auch häusliche Lektüre und will eine umfassende Reihe von Werken deutscher Dichter und Schriftsteller vereinigen sowie solche Werke der ausländischen Literatur, die den deutschen Kulturkreis berühren. Die sachkundliche Abteilung enthält Schriften aus dem Gebiete der Geschichte, der Erdkunde, der Naturkunde und der Technik. Aus liegen die Bändchen vor: Morike: „Die Historie von der schönen Frau“, Gottfried Keller: „Das Fährlein der sieben Aufrechten“, Wilhelm Hauff: „Lichtenstein“, Gottfried Keller: „Die drei gerechten Kammerer“, Joseph von Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts“, Theodor Storm: „Gedichte“. Prüfungsstücke der fünf gehobenen Ausgabe liefert der Verlag kostenlos, der Ganzleinenausgabe zum halben Preis.

Französische Lektüre für Fortgeschrittene bietet die ausgezeichnete Reihe der „Westermann-Texte“ (Verlag Georg Westermann, Braunschweig). Die Westermann-Texte enthalten sorgfältig ausgewählte Stücke der französischen erzählenden Literatur, aber auch wissenschaftliche Abhandlungen, Poësie, Geschichtliches und Essays und eignen sich sowohl als Lektüre für im Studium der französischen Sprache Fortgeschrittene. Die Preise sind verhältnismäßig niedrig angesetzt und betragen je nach dem Umfang des Bändchens M. — 70 bis

1.80. Jedem der Bändchen ist ein kleines Wörterbuch beigelegt, das die Uebersetzung aller schwierigeren und seltener vorkommenden Wörter enthält. Die Sammlung wird ständig erweitert und ist allen, die nach Vervollkommenung ihrer französischen Sprachkenntnisse streben, aufs Beste zu empfehlen.

Was mancher nicht weiß.

Kleine Fadentwürmer, wie die Weizenälchen, die sich als Larven zu 8—10 in sogenannten giftkranken Weizenkörnern finden, können im Zustand des latenten Lebens völlig bewegungslos und ohne Lebensäußerung jahrelang verharren und dann beim Benetzen mit Wasser wieder zum Aufleben gebracht werden. Nach einem Bericht sogar noch nach 27 Jahren.

Unter 400 Trunksüchtigen fand Professor Dr. Anton 55 Prozent, die ihr Verfall von den Eltern geerbt hatten, und die schon in der Jugend willensschwach, sittlich oder geistig minderwertig waren.

Im alten Rom herrschte der Brauch, daß jeder Gast, der zu einem großen Gastmahl eingeladen war, sich ein eigenes großes Mundtuch mitbrachte. Der Gebrauch dieses Tuches wich aber erheblich von dem ab, den man heute von der Serviette macht. Sobald nämlich ein Gericht angebracht wurde, das dem Gast besonders gut schmeckte, wickelte er einen Teil davon in seine Serviette und schickte dann seinen Diener, den er eigens dazu mitgebracht hatte, damit nach Hause. Später hatte sich dieser Brauch so eingebürgert, daß die Gäste ihre Diener lieber mit großen Körben ausrüsteten, in die dann alles hineinkam, was nicht aufgegessen wurde. Die großen Servietten kamen daher auch wieder ab und wurden endlich ganz vergessen. Erst als im späten Mittelalter der Gebrauch der Gabel ankam, gelangten nach und nach die Servietten wieder in Mode, aber nur mehr zur Lippenreinigung.

Bis zum Jahre 1800 herum schossen die Kanonen nur etwa 600 Schritt weit. Die Geschosse waren einfache Rundkugeln ohne jede Explosivkraft. Granaten kennt man erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Allerlei.

Wie alt wird die Buche? Die Fachmänner sind nicht darüber einig, wie alt die Buche bei uns werden kann. Prof. Dr. Hef glaubt nämlich, sie könne eventuell etwas über 300 Jahre alt werden, während v. Zallig sagt, das Alter geschonter Buchen könne bis 500 Jahre hinaufgehen. Eine der schönsten Buchenbestände ist in dem ehemals fürstlich Schwarzbergischen Forstrevier Oberpöber bei Sondershausen; sein Lebensalter wird auf 155 bis 200 Jahre geschätzt. Das stärkste Buchenexemplar ist 40 Meter hoch und bis 13 Meter Stabhöhe astrein. In Brusthöhe hat der Stamm einen Umfang von 1,3 Metern, und zwar 96 Zentimeter Durchmesser von Süden nach Norden gemessen, und 94 Zentimeter von Osten nach Westen gemessen. Ueber der Erde ist der Umfang 3,05 Meter. Der Kronenstirn mißt 18 Meter. Die Baummasse wird ohne das Stodloch auf etwa 23 Festmeter geschätzt.

Eine Schneckenexpedition. Der Schnecken-spezialist des Nationalen Museums in Washington, Dr. Paul Verrill, ist unlängst von einer Reise nach Ruba zurückgekehrt. Er war von dem Zuchtstamme dorthin geschickt worden, um Schnecken zu holen. Dr. Verrill unterzog sich mit größtem Eifer dem ihm gewordenen Auf-trag, und nach vier Monaten kehrte er mit mehr als 200.000 Schnecken in der Größe einer

Erbse bis zur Größe eines normalen Apfels zurück. Es sind unzählige Sorten Schnecken: Landschnecken, Baumschnecken und Wasserschnecken. Die Tiere sind u. a. von Interesse für geologische Untersuchungen und bei dem Studium gewisser Parasiten, die sowohl bei Menschen wie bei Tieren Krankheiten übertragen. Dr. Verrill machte die Entdeckung, daß auf jedem Hügel im Süden Rubas eine besondere Schneckenart vorkommt, die in vollständiger Absonderung von den anderen Schneckenvölkern lebt. Solche isolierte Schneckenkolonien kommen auch sonst bei den Landschnecken vor.

Eine Niesentwanze. Diese Wanze, deren Körper mehr als zehn Zentimeter lang wird, ist ein in Südamerika einheimisches Gifttier. Sie ist ein ausgesprochenes Gifttier, da, wie Pawlowitsch feststellte, ihr Speichel Giftstoffe enthält, die so stark wirken, daß diese Niesentwanzen sogar insulande sind, durch Stiche mit ihrem giftgefüllten Rüssel kleine Fische zu töten. Außer den Fischen, die sie bis auf die leere Haut ansaugt, überwältigt die Belostomat-Wanze, wie sie genannt wird, auch größere Insekten. Das Gift scheidet in einer im Kopf befindlichen Drüse gebildet zu werden, und wird durch den Stich des Rüssels in die Wunde übertragen. Man kann diese Giftwanzen auch im Aquarium züchten, wo sie, mit reichlich Fleisch gefüttert, ganz gut fortkommen sollen. Mo, bitte!

Weiteres.

Abgebrüht. „Wenn ich nur wüßte, wie ich meinen Mann für seine Unreue ordentlich bestrafen könnte!“ — „Vergleiche doch Gleiches mit Gleichem.“ — „Ah, das rührt ihn schon gar nicht mehr!“

Stimmt ja. „Als ich den Kanarienvogel bei Ihnen kaufte,“ sagte die Dame erzürnt, „da versicherten Sie mir, er sänge wie Caruso. Was jetzt hat er aber noch nicht einmal zu einem Piep den Mund geöffnet!“ — „Das stimmt,“ nickte der Händler, „Caruso öffnet den Mund auch nicht mehr.“

Wie du mir, so ich dir. Ein amerikanischer Pastor, der ein Negepaar trante, wollte sich einen Scherz machen und sagte sofort nach der Trauung: „Wohl ist es allgemeiner Brauch, daß der Priester nach der Trauung die Braut küßt, aber im vorliegenden Fall wollen wir das unterlassen.“ — Der Bräutigam entgegnete sofort: „Es ist allgemeiner Brauch, daß man dem Pastor zehn Dollar für die Trauung zahlt, aber im vorliegenden Fall wollen wir das unterlassen!“

Zahlungserleichterung. „Also, gnä' Frau, Sie wollen die letzte Rate für die Wiege bezahlen, bitte sehr. Wie geht's dem Baby?“ — „Danke, er hat gestern geheiratet.“

Erklärung. Lehmann kaufte auf dem Jahrmarsch ein Spielzeug für seine kleine Tochter: vier hölzerne Hühner, die auf einem Brettle sitzen und wie toll zu piden beginnen, sobald man an einer Schnur zieht. Gleich nach dem Bezahlen stellte Lehmann fest, daß nur drei Hühner piden, das vierte streift. „Sie!“ sagte er zu dem Verkäufer, hören Sie mal, das eine Huhn pida ja gar nicht!“ Der Verkäufer antwortete mit stoßigem Gleichmut: „So? Na, der wird schon genug haben. Es ist ja auch schon halb sieben.“

Freundinnen. „Edith, glaubst du an die Liebe auf den ersten Blick?“ — „Natürlich. Das ist mir schon fünfmal passiert!“

Aus einem Roman. ... Für ihre Musik- und Maleriestudien zeigte sie reges Interesse, hatte auch tüchtige Lehrer, und gab sich ihnen mit vollem Eifer hin ...